

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 1

Artikel: Frau Sorge [Fortsetzung folgt]
Autor: Sudermann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661736>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXIV. Jahrgang.

Zürich, 1. Oktober 1930.

Heft 1

Gruß an den Leser zur Eröffnung des neuen Jahrgangs.

Von Ernst Eschmann.

Ein Jahr ist um. Entblättert steht der Baum.
In alle Winde tanzte Blatt um Blatt
Und fand im Wirbel stille Ruhestatt.
An wie viel Herzen wohl? — Ich weiß es kaum!
Wie manches Auge hat auf ihm geruht?
Wie manches Herz hat laut mit ihm geschlagen?
Und wo es fiel, wo kreiste neu das Blut,
Von Glück und Trost und Mut emporgetragen?

Von hellem Jubel ist es noch erfüllt.
Es schaute manche Stube, manche Bank,
Manch Mütterlein, vom Leben müd und krank,
Ein Mädchen dort, der Sonne Ebenbild,
Und Buben, gierig nach der weiten Welt,
Und Väter, hart vom Alltag mitgenommen. —
Wann und wo immer es sich eingestellt,
Vor allen Türen klang der Gruß: Willkommen!

Und wieder steht ein voller Baum im Saft,
Und tausend Früchte hat er ausgereift.
In seine schweren Äste steigt und greift
Und erntet für die Zukunft frische Kraft!
In seinem Schatten wird euch wohl und leicht.
In seinen Zweigen rauscht's von sel'gen Klängen.
Wo euch die Kunst die goldne Fiedel streicht,
Erblickt der Tag in bunten Lustgefängen.

Frau Sorge.

Roman von Hermann Sudermann.

1. Kapitel.

Gerade, als das Gut Mehnhöfers sich unter dem Hammer befand, wurde Paul, sein dritter Sohn, geboren.

Das war freilich eine schwere Zeit!

Frau Elisabeth mit ihrem vergrämten Gesicht und ihrem wehmütigen Lächeln lag in dem großen Himmelbette, neben sich die Wiege des Neugeborenen, ließ die Augen unruhig umherschweifen und horchte auf jegliches Geräusch, das vom

Hofe und aus den Wohnzimmern in ihre traurige Wochenstube drang. — Bei jedem verdächtigen Laute fuhr sie empor, und jedesmal, wenn eine fremde Männerstimme sich hören ließ oder ein Wagen mit dumpfem Rollen dahergefahren kam, fragte sie, in heller Angst die Pfosten des Bettes umklammernd:

„Ist's so weit? Ist's so weit?“

Niemand gab ihr Antwort. Der Arzt hatte streng befohlen, jede Aufregung von ihr fern zu

halten, aber er hatte nicht bedacht, der gute Mann, daß dieses ewige Gängen und Bangen sie tausendmal härter quälen mußte als die schrecklichste Gewißheit.

Eines Vormittags — am fünften Tage nach der Geburt — hörte sie ihren Mann, den sie seit dieser bösen Zeit kaum einmal zu Gesicht bekommen hatte, mit schwerem Fluchen und Seufzen im Nebenzimmer auf und nieder gehen. — Auch ein Wort konnte sie verstehen, ein einziges Wort, das er immer aufs neue wiederholte, das Wort: „Heimatlos!“

Da wußte sie: Es war so weit.

Sie legte die matte Hand auf das Köpfchen des Neugeborenen, der mit einem ernsthaften Gesicht still vor sich hindröfelte, und weinte in die Kissen hinein.

Nach einer Weile sagte sie zu der Dienstmagd, die den Kleinen wartete:

„Bestell dem Herrn, ich möchte ihn sprechen.“

Und er kam. — Mit seinen dröhnenden Schritten trat er vor das Bett der Wöchnerin und sah sie an mit einem Gesichte, das in seiner erzwungenen Unbefangenheit doppelt verzerrt und verzweifelt dreinschaute.

„Max“, sagte sie schüchtern, denn sie hatte immer Angst vor ihm, „Max, verheimliche mir nichts — ich bin ja ohnehin auf das Schlimmste gefaßt.“

„Bist du?“ fragte er mißtrauisch, denn er erinnerte sich an die Warnung des Arztes.

„Wann müssen wir hinaus?“

Als er sah, daß sie so ruhig dem Unglück ins Auge schaute, glaubte er fürder nicht nötig zu haben, ein Blatt vor den Mund zu nehmen, und wetternd brach er los:

„Heute — morgen — ganz wie es dem neuen Herrn gefällt! — Nur durch seine Barmherzigkeit sind wir noch hier, — und wenn es ihm so paßt, können wir diese Nacht auf der Straße logieren.“

„So schlimm wird es nicht sein, Max,“ sagte sie, mühsam ihre Fassung bewahrend, „wenn er erfährt, daß erst vor ein paar Tagen ein Kleines eingekehrt ist —“

„So — ich soll wohl Betteln gehen bei ihm — was?“

„Oh, nicht doch. Er tut's von selbst. Wer ist es denn?“

„Douglas heißt er — stammt aus dem Insterburgischen — trat sehr breitspurig auf, der Herr, sehr breitspurig — hätt' ihn am liebsten vom Hofe gejagt.“

„Ist uns was übrig geblieben?“ Sie fragte es leise und zögernd und sah dabei auf den Neugeborenen nieder, hing doch von der Antwort vielleicht sein junges, schwaches Leben ab.

Er brach in ein hartes Lachen aus. „Ja, ein Trinkgeld — volle zweitausend Taler.“

Sie seufzte erleichtert auf, denn ihr war zumeute gewesen, als hörte sie schon das fürchterliche „Nichts“ von seinen Lippen schwirren.

„Was sollen uns zweitausend Taler“, fuhr er fort, „nachdem ihrer fünfzig in den Sumpf geschmissen sind? Soll ich etwa in der Stadt eine Gastwirtschaft aufmachen oder mit Knöpfen und Bändern handeln? Du hilfst vielleicht noch mit, indem du in vornehmen Häusern nähen gehst, und die Kinder verkaufen Streichhölzchen auf den Straßen — hahaha!“

Er wühlte sich in den schon graumelierten, buschigen Haaren und stieß dabei mit dem Fuß gegen die Wiege, so daß sie heftig hin und her schwankte.

„Wozu ist das Wurm nun geboren?“ murmelte er düster, dann kniete er neben der Wiege nieder, begrub die winzigen Füßchen in den Höhlungen seiner großen, roten Hände und redete zu seinem Kinde: „Wenn du gewußt hättest, Junge, wie schlecht und niederträchtig diese Welt ist, wie die Unverschämtheit darin siegt und die Rechtlichkeit zugrunde geht, du wärst wahrhaftig geblieben, wo du warst. — Was wirst du für ein Schicksal haben? — Dein Vater ist ein Stück Vagabunde, ein Abgewirtschafteter, der sich mit Weib und drei Kindern auf der Straße herumtreibt, bis er einen Ort gefunden hat, wo er sich und die Seinen vollends zugrunde richtet —“

„Max, sprich nicht so — du brichst mir das Herz,“ rief Frau Elsbeth weinend und streckte die Hand aus, um sie auf den Nacken des Mannes zu legen, aber diese Hand sank kraftlos hernieder, ehe sie ihr Ziel erreichte.

Er sprang empor. „Du hast recht — genug mit dem Sammern! — Freilich, wenn ich jetzt allein wäre, ein Junggeselle wie in den früheren Tagen, dann ging ich nach Amerika oder in die russischen Steppen, dort wird man reich, — ja, dort wird man reich, — oder ich spekulierte an der Börse, — heute Gausse, morgen Baiffe, — hei, da ließe sich Geld verdienen, aber so — gebunden wie man ist“ — — — er warf einen kläglichen Blick auf Weib und Kind, dann wies er mit der Hand zum Hofe hinaus, von wo die

lachenden Stimmen der zwei Älteren herein-
tönten.

„Ja, ich weiß wohl, daß wir dir jetzt eine Last
sein müssen,“ sagte die Frau demütig.

„Rede mir nicht von Last!“ erwiderte er pol-
ternd. „Was ich sagte, war nicht böse gemeint.
Ich hab’ euch lieb — und damit basta! Es fragt
sich jetzt nur, wohin? Wäre wenigstens dieses
Neugeborene nicht, so ließen sich die Wechselfälle
eines ungewissen Daseins eine Zeitlang extra-
gen. Aber nun — du krank — das Kind der
Pflege bedürftig — zu guter Letzt bleibt uns
nichts übrig, als irgend ein Bauerngut zu kau-
fen und die zweitausend Taler als Anzahlung
zu geben. Heißa, das kann ein Leben werden
— ich mit dem Bettelsack, du mit dem Ranzen
— ich mit dem Spaten, du mit dem Milch-
eimer.“

„Das wäre noch nicht das schlimmste,“ sagte
die Frau leise.

„Nein?“ Er lachte bitter. — „Na, dir kann
geholfen werden. Da ist zum Beispiel Mussai-
nen zu verkaufen, das klägliche Moorgrund-
stück draußen auf der Heide.“

„O warum gerade das?“ sagte sie zusammen-
schauernnd.

Er verliebte sich sofort in seinen Gedanken.

„Ja, das hieße den Kelch bis auf die Gese-
leeren. Im Angesichte stets die verflissene Herr-
lichkeit — denn du mußt wissen, das Herren-
haus von Helenental glänzt dort geradeswegs
in die Fenster — ringsum Moor und Brachland
an die zweihundert Morgen — vielleicht ließe
sich manches urbar machen — Pionier der Kul-
tur könnte man werden. Und was würden die
Leute dazu sagen? Der Mehhöfer ist ein ganzer
Kerl — würden sie sagen. Er schämt sich seines
Unglücks nicht, ja er betrachtet es gewisser-
maßen mit Ironie. Bah, wahrhaftig! Ironi-
sieren soll man sein Unglück — das ist die ein-
zig erhabene Weltbetrachtung — pfeifen darauf
soll man!“ — Und er stieß einen gellenden
Pfiff aus, so daß die kranke Frau im Bette
emporfuhr.

„Verzeih, mein Liebchen,“ hat er, ihre Hand
streichelnd, plötzlich in der rosigsten Stimmung,
„aber hab’ ich nicht recht? — Pfeifen soll man
darauf. Solange man nur das Bewußtsein hat,
ein redlicher Mann zu sein, kann man jedes
Ungemach mit einer gewissen Wollust ertragen.
Wollust ist das richtige Wort. — Das Grund-
stück ist jeden Tag zu verkaufen, denn der Be-
sitzer hat sich vor kurzem in eine reiche Wirt-

schaft hineingeheiratet und läßt das alte Ge-
rumpel nun vollends brach liegen.“

„Überleg’s dir erst, Max,“ hat die Frau in
heller Angst.

„Was soll das Zaudern helfen?“ erwiderte
er heftig. „Diesem Herrn Douglas dürfen wir
nicht zur Last liegen, etwas Besseres können
wir mit unseren lumpigen Zweitausend nicht
beanspruchen — also frisch zugegriffen —“

Und ohne daß er sich die Zeit nahm, der fran-
ken Frau lebewohl zu sagen, eilte er von dannen.

Wenige Minuten später hörte sie seinen Ein-
spanner zum Hofstor hinausrollen.

Am Nachmittag desselben Tages wurde ihr
ein fremder Besuch gemeldet. — Eine schöne,
vornehme Dame sei in einer glänzenden Equi-
page auf den Hof gefahren und begehre der
kranken Herrin eine Wochenvisite abzustatten.

Wer es denn sei? — Sie habe ihren Namen
nicht nennen wollen.

„Wie seltsam!“ dachte Frau Elisabeth, aber da
sie in ihrem Kummer ein wenig an himmlische
Sendungen zu glauben begann, so sagte sie
nicht nein.

Die Tür öffnete sich. Eine schlanke, zartge-
baute Gestalt mit feinen, weichen Gesichtszügen
trat behutsamen Schrittes an das Bett der
Wöchnerin. Sie ergriff ohne weiteres eine ihrer
Hände und sagte mit einer sanften, leise ver-
schleierten Stimme:

„Ich habe meinen Namen verschwiegen, liebe
Frau Mehhöfer, denn ich fürchtete, nicht ange-
nommen zu werden, wenn ich ihn vorher nannte.
Und am liebsten möchte ich auch jetzt ungekannt
bleiben. Ich muß leider annehmen, daß Sie
mich nicht mehr mit Wohlwollen betrachten
werden, wenn Sie wissen, wer ich bin.“

„Ich hasse keinen Menschen auf der Welt“,
erwiderte Frau Elisabeth, „geschweige denn einen
Namen.“

„Ich heiße Helene Douglas,“ sagte die Dame
leise und drückte die Hand der Kranken fester.

Frau Elisabeth fing sofort an zu weinen, die
Besucherin aber, als ob sie eine alte Freundin
gewesen wäre, schlang den Arm um ihren Hals,
küßte sie auf die Stirn und sagte mit ihrer lei-
sen, tröstlichen Stimme:

„Seien Sie mir nicht gram. Das Schicksal
hat es gewollt, daß ich Sie in diesem Hause
verdränge, aber Schuld habe ich nicht daran.
Mein Mann hat mir eine Überraschung bereiten
wollen, denn der Name dieses Gutes stimmt
mit meinem Vornamen überein. Meine Freude

war sofort verschwunden, als ich hörte, unter welchen Verhältnissen er es erworben hatte und wie gerade Sie, liebe Frau Mehhöfer, in dieser doppelt schweren Zeit haben leiden müssen. Da zwang es mich denn, mein Herz zu erleichtern, indem ich Sie persönlich um Verzeihung bäte für den Kummer, den ich Ihnen bereitet habe und noch bereiten werde, denn Ihre Leidenszeit ist ja noch nicht vorüber.“

Frau Elsbeth hatte, als ob dies so sein mußte, den Kopf an der Fremden Schulter gelehnt und weinte still vor sich hin.

„Und vielleicht kann ich Ihnen auch ein wenig nützen“, fuhr diese fort, „mindestens dadurch, daß ich einen Teil Bitterkeit von Ihrer Seele nehme. Wir Frauen pflegen uns besser zu verstehen als die harten, heftigen Männer einander. Die gemeinsamen Leiden, die auf uns lasten, führen uns näher. Und vor allen Dingen eins: Ich habe mit meinem Manne gesprochen und bitte Sie in meinem und in seinem Namen, dieses Haus so lange als Eigentum zu betrachten, als es Ihnen irgend beliebt. Wir bringen den Winter meistens in der Stadt zu und haben zudem noch ein zweites Gut, das wir durch einen Verwalter bewirtschaften lassen wollen. Sie sehen also, daß Sie uns in keiner Weise stören und höchstens einen Gefallen erweisen, wenn Sie noch ein halbes Jahr und darüber hier schalten und walten wie bisher.“

Frau Elsbeth dankte nicht, aber der tränenfeuchte Blick, den sie zu der Fremden erhob, war Dank genug.

„Jetzt seien Sie wieder heiter, liebste Frau“, fuhr diese fort, „und wenn Sie für die Zukunft Rat und Hilfe brauchen, bedenken Sie, daß hier jemand ist, der viel an Ihnen gut zu machen hat. — Und welch ein prächtiges Kind!“ — sie wandte sich nach der Wiege hin — „ein Junge oder ein Mädchen?“

„Ein Junge,“ sagte Frau Elsbeth mit einem schwachen Lächeln.

„Findet er schon Geschwister in dieser Welt? — Aber was frag' ich! Die beiden strammen kleinen Kerle draußen, die mich am Wagen empfingen — darf ich sie näher kennen lernen? — Nein, hier nicht“, wehrte sie hastig ab — „es könnte Sie noch mehr erregen. Später! Später! — Vorerst interessiert uns dieser kleine Weltbürger.“

Sie beugte sich über die Wiege und nestelte das Wickelzeug zurecht.

„Er macht schon eine ganz altfluge Miene,“ sagte sie scherzend.

„Die Sorge hat an seiner Wiege gestanden“, erwiderte Frau Elsbeth leise und schwermütig, „daher hat er das alte Gesicht.“

„Oh, nicht abergläubisch sein, meine Beste,“ erwiderte die Besucherin. „Ich habe mir sagen lassen, daß Neugeborene in ihren Zügen oft etwas Greisenhaftes tragen. Das verliert sich bald.“

„Gewiß haben auch Sie Kinder?“ fragte Frau Elsbeth.

„Ach, ich bin ja eine so junge Frau!“ — erwiderte die Besucherin und errötete dabei, „kaum sechs Monate verheiratet. — Aber —“ und sie errötete noch tiefer.

„Gott stehe Ihnen bei in Ihrer schweren Stunde“, sagte Frau Elsbeth, „ich werde für Sie beten.“

Das Auge der Fremden wurde feucht. „Dank, tausend Dank,“ sagte sie. „Und lassen Sie uns Freundinnen sein! Ich bitte Sie recht herzlich! — Wissen Sie was? Nehmen Sie mich zur Patin für diesen Ihren Jüngsten und erweisen Sie mir den gleichen Liebesdienst, wenn der Himmel mich segnet.“ —

Die beiden Frauen drückten sich stumm die Hände. Ihr Freundschaftsbund war geschlossen.

Als die Besucherin sie verlassen hatte, sah Frau Elsbeth mit einem scheuen, traurigen Blick in die Runde. „Es war noch eben so hell, so sonnig hier“, murmelte sie, „und ist jetzt wieder so dunkel geworden.“

Nach einer kleinen Weile kamen die beiden Ältesten trotz der Abwehr der Wärterin mit hellem Jubel in das Krankenzimmer gestürzt. Ein jeder hielt eine Zuckertüte in der Faust.

„Das hat uns die fremde Dame geschenkt,“ jauchzten sie.

Frau Elsbeth lächelte. „Pst, Kinder,“ sagte sie, „ein Engel ist bei uns gewesen.“

Die beiden kleinen Burschen machten ängstliche Augen und fragten:

„Mama, ein Engel?“

2. Kapitel.

So wurde Frau Douglas Pauls Taufpatin.

Wohl war Mehhöfer nicht wenig ungehalten über die neue Freundschaft, denn „das Mitleid der Glücklichen brauche ich nicht“, pflegte er zu sagen, aber als die milde, freundliche Frau zum zweitenmal auf dem Hofe erschien und ihm gut zuredete, wagte er nicht länger nein zu sagen.



Mohnblumenstrauß

Auch in den ferneren Verbleib auf der alten Heimstätte willigte er — freilich mit Widerstreben — ein. Die Wirtschaft Muffsainen, die er in der Tat noch an demselben Tage käuflich erstanden hatte, war in so jämmerlichem Zustande, daß ein Verweilen darin während der kalten Herbsttage für Weib und Kind gefährlich schien. Vor allem mußten die notwendigsten

Es war ein kalter, trüber Novembertag, als Frau Elsbeth mit ihren Kindern dem alten, lieben Hause Valet sagte. — Ein feiner Sprühregen rieselte, alles durchnässend, vom Himmel. In grauen Nebel eingehüllt, öde und trostlos lag die Heide vor ihren Blicken.

Das jüngste an der Brust, die beiden älteren Kinder weinend um sich her, so bestieg sie den



Nur Geduld. Nach dem Ölgemälde von Friedrich Pröhl.

Reparaturen besorgt und Zimmermann, Maurer und Töpfer herbeigeholt werden, ehe an einen Umzug zu denken war.

Nichtsdestoweniger sah sich Frau Elsbeth durch den Eigensinn ihres Mannes gezwungen, lange bevor die Herrichtung der neuen Wohnung vollendet war, dorthin überzusiedeln. Als nämlich eines Tages ein Inspektor des neuen Herrn mit einer Anzahl Arbeiter auf dem Hofe erschien und in seinem Auftrage bescheiden um Unterkunft bat, erklärte er dessen Handlungsweise für eine ihm geflissentlich angetane Schmach und war entschlossen, keinen Tag länger auf dem Boden zu verweilen, den er einst sein Eigentum genannt hatte. —

Wagen, der sie dem neuen und ach! so düsteren Schicksal entgegenführte.

Als sie zum Hoftor hinausrollten und der kalte Heidewind ihnen mit eifigen Ruten ins Gesicht peitschte, da fing auch das Kleine, das so lange still und friedlich dagelegen hatte, kläglich zu weinen an. Sie hüllte es fester in ihren Mantel und beugte sich tief auf das kleine, zitternde Körperchen nieder, um die Tränen nicht zu zeigen, die ihr unaufhaltsam über die Wangen rollten.

Nach einer halben Stunde Fahrt auf den lehmigen, regendurchweichten Wegen erreichte der Wagen sein Ziel. Fast hätte sie laut aufgeschrien, als sie das neue Heimwesen in seiner

Trostlosigkeit und seinem Verfalle vor ihren Blicken liegen sah.

Langgestreckte, aus Lehm und Heidekraut aufgeführte Wirtschaftsgebäude — ein sumpfiger Hof — ein niedriges, mit Schindeln gedecktes Wohnhaus, von dessen Wänden der Kalk stellenweise abgebröckelt war und die nackte Mauer bloßlegte, — ein verwilderter Garten, in dem die letzten traurigen Reste des Sommers, Astern und Sonnenblumen neben halbverwelkten Küchenkräutern, wucherten, ringsum ein grell angestrichener Baum, dem man vor seinem Ende noch eine letzte Clung gegeben zu haben schien — das war der Ort, an dem die Familie des abgewirtschafteten Gutsbesizers fortan zu hausen hatte.

Das war der Ort, an dem der kleine Paul heranwuchs, dem die Liebe seiner Kindheit, die Sorge seines halben Lebens galt. —

Er war in seinen ersten Jahren ein gar zartes, fiedendes Geschöpf, und in mancher Nacht zitterte die Mutter, daß das matte Lämpchen seines Lebens verlöschen werde, ehe der Morgen graute. Dann saß sie in dem düsteren, niedrigen Schlafzimmer, die Ellbogen auf die Kante seines Bettchens gestützt, und starrte mit brennenden Augen auf das magere Körperchen nieder, das ein Krampf schmerzhaft zusammenzerrte.

Aber er überstand alle die Krisen der ersten Kindheit, und mit fünf Jahren war er, wenn auch schwächlich an Gliedern und blaß, fast welf im Gesichte — die alten Züge hatte er richtig beibehalten —, ein gesunder Knabe, auf dessen Emporkommen man Hoffnung setzen konnte.

In dieselbe Zeit fallen seine frühesten Erinnerungen.

Die erste, die er sich in späteren Jahren vielfach zurückrief, war folgende:

Das Zimmer ist halbdunkel. An den Fenstern blühen die Eisblumen, und rötlich dringt der Schein des Abendrots durch die Gardinen. Die älteren Brüder sind Schlittschuhlaufen gegangen, er aber liegt in seinem Bette, denn er muß frühe schlafen gehen, und neben ihm sitzt die Mutter, die eine Hand um seinen Hals gelegt, die andere auf der Kante der Wiege, in der die beiden kleinen Schwesterchen schlafen, die der Storch vor einem Jahr gebracht hatte, beide an ein und demselben Tage.

„Mama, erzähl mir ein Märchen,“ bittet er.

Und die Mutter erzählte. Was? daran erinnerte er sich nur dunkel, aber es war darin von

einer grauen Frau die Rede, die in allen trüben Stunden die Mutter besucht hatte, eine Frau mit bleichem, hagerem Gesichte und dunkeln, verweinten Augen. Sie war wie ein Schatten gekommen und wie ein Schatten gegangen, hatte die Hände über der Mutter Haupt gebreitet, ungewiß, ob zum Segen oder zum Fluche, und allerhand Worte gesprochen, die auch auf ihn, den kleinen Paul, Bezug hatten. Es war darin von einem Opfer und einer Erlösung die Rede gewesen, aber die Worte vergaß er wieder, wahrscheinlich, weil er noch zu dumm gewesen war, sie zu verstehen. Aber einer Sache erinnerte er sich ganz genau: Während er, schier atemlos vor Grauen und Erwartung, der Mutter zuhörte, sah er plötzlich die graue Gestalt, von der sie sprach, leibhaftig an der Tür stehen — ganz dieselbe mit ihren erhobenen Armen und ihrem blassen, traurigen Gesicht. Er verbarg den Kopf im Arme der Mutter — sein Herz pochte, der Atem fing an, ihm zu fehlen, und in Todesangst mußte er aufschreien:

„Mama, da ist sie, da ist sie!“

„Wer? die Frau Sorge?“ fragte die Mutter. Er antwortete nicht und fing zu weinen an.

„Wo denn?“ fragte die Mutter weiter.

„Dort in der Tür,“ erwiderte er, sich aufrichtend und ihren Hals umklammernd, denn er hatte große Angst.

„O du kleiner Dummrian!“ sagte die Mutter. „Das ist ja Papas langer Reisemantel.“ Und sie holte den Mantel her und hieß ihn Futter und Oberzeug betasten, damit er's ganz genau wüßte, und er gab sich darein, aber innerlich war er nur um so fester überzeugt, daß er die graue Frau von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. Und nun wußte er auch, wie sie hieß.

„Frau Sorge“ hieß sie.

Aber die Mutter war nachdenklich geworden und ließ sich nicht bewegen, das Märchen zu Ende zu erzählen. Auch in späteren Zeiten nicht. Mochte er sie noch so flehentlich bitten.

Von dem Vater hatte er aus jenen Jahren nur eine dunkle Erinnerung bewahrt. Ein Mann mit großen Wasserstiefeln, der die Mutter schalt und die Brüder prügelte und ihn selbst zu übersehen pflegte. Nur bisweilen fing er einen scheelen Blick auf, der ihm nichts Gutes zu bedeuten schien. Manchmal, besonders wenn er in der Stadt gewesen war, hatte sein Gesicht eine dunkelrote Farbe wie ein überheizter Kessel, und sein Gang lief kreuz und quer von einer

Diele auf die andere. Dann spielte sich immer dieselbe Geschichte ab:

Zuerst liebte er die beiden Zwillinge, die er ganz besonders in sein Herz geschlossen hatte, und schaukelte sie auf seinen Armen, während die Mutter dicht dabei stand und mit angstvollen Blicken alle seine Bewegungen verfolgte; dann setzte er sich zum Essen, stöckerte ein wenig in den Schüsseln herum und schob sie beiseite, indem er den „Fraz“ power und unschmackhaft nannte, riß auch wohl Max und Gottfried eins mit der Gerte über den Nacken, war auf die Mutter böse und ging schließlich hinaus, um mit den Knechten Gändel anzufangen. Weithin hallte dann seine wetternde Stimme über den Hofraum, so daß selbst der Karo an seiner Kette den Schwanz zwischen die Beine kniff und sich in den hintersten Winkel seiner Bude zurückzog. —kehrte er nach einer Weile in das Zimmer zurück, so war seine Stimmung meistens von Born in Verzweiflung umgeschlagen. Er rang die Hände, klagte über das Elend, in dem er hier hausen müsse, und sprach zu sich selber von allerhand großen Dingen, die er unternommen haben würde, wenn nicht dies oder das ihn verhindert hätte und wenn Himmel und Erde nicht miteinander verschworen wären, ihn zugrunde zu richten. Dann trat er wohl ans Fenster und schüttelte die Faust nach dem „weißen Hause“ hin, das aus der Ferne so freundlich herüberblickte.

Ja, dieses „weiße Haus“!

Der Vater schalt darauf, er runzelte die Brauen, wenn nur sein Blick nach jener Richtung hinschweifte, und er selbst, er hatte es so lieb, als wenn ein Stück seiner Seele dort weilte. Warum? Er wußte es selbst nicht. Vielleicht nur, weil die Mutter es liebte. Auch sie stand ja gar oft am Fenster und schaute darauf hin, aber sie runzelte nicht die Brauen, o nein! — ihr Gesicht wurde weich und wehmütig, und aus ihren Augen strahlte eine Sehnsucht, so inbrünstig, daß ihm, der still daneben stand, gar oft ein Schauer heiß über den Nacken lief.

War doch sein kleines Herz von ganz derselben Sehnsucht erfüllt! Erschien ihm doch, solange er denken konnte, jenes Haus als der Inbegriff alles Schönen und Herrlichen! Stand es doch, wenn er die Lider zudrückte, allzeit vor seinen Augen, schlich es sich doch selbst in seine Träume hinein!

„Bist du schon einmal in dem ‚weißen Hause‘ gewesen?“ fragte er eines Tages die Mutter, als er seine Wißbegier nicht länger zügeln konnte.

„O ja, mein Sohn,“ erwiderte sie, und ihre Stimme klang traurig und unsicher.

„Oft, Mama?“

„Sehr oft, mein Junge. Deine Eltern haben einmal dort gewohnt, und du bist dort zur Welt gekommen.“

Seitdem war ihm das „weiße Haus“ dasselbe, was dem Menschengeschlechte das verlorene Paradies. —

„Wer wohnt denn jetzt in dem ‚weißen Hause‘?“ fragte er ein andermal.

„Eine schöne, freundliche Frau, die alle Menschen lieb hat und dich ganz besonders, denn du bist ja ihr Patenkind.“

Ihm war zumute, als ergösse sich eine unendliche Fülle von Glück über sein Haupt. Er war so aufgeregt, daß er zitterte.

„Warum fahren wir denn nicht zu der schönen, freundlichen Frau?“ fragte er nach einer Weile.

„Papa will's nicht haben,“ erwiderte sie, und ihre Stimme hatte einen eigentümlich scharfen Klang, der ihm auffiel.

Er fragte nicht weiter, denn des Vaters Wille galt als ein Gesetz, dessen Gründen niemand nachzuforschen hatte, aber an diesem Tage knüpfte das Geheimnis des „weißen Hauses“ ein neues Band zwischen Mutter und Sohn. — Öffentlich durfte nicht von ihm gesprochen werden. Der Vater wurde wütend, sobald man seine Existenz nur andeutete, und auch die Brüder mochten mit ihm, dem Jüngsten, nicht gern darüber reden; wahrscheinlich fürchteten sie, daß er's in seiner Dummheit wieder sage. Aber die Mutter, die Mutter vertraute ihm!

Wenn sie miteinander allein waren — und sie waren während der Schulzeit fast immer allein — dann öffnete sich ihr Mund und mit dem Munde das Herz, und das „weiße Haus“ stieg aus ihren Erzählungen immer höher und leuchtender vor seinen Augen empor. Bald kannte er jedes Zimmer, jede Laube im Garten, den grünumbuschten Weiher mit der spiegelnden Glaskugel davor und die Sonnenuhr auf der Terrasse; man denke, eine Uhr, auf welcher die liebe Sonne selbst die Stunden anzeigen mußte. Welch ein Wunder!

Er hätte mit geschlossenen Augen auf Gelenental umhergehen können und sich dennoch nicht verirrt.

Und wenn er mit Klöbchen spielte, dann baute er sich ein weißes Haus mit Terrassen und Son-

nennühren — zwei Dutzend auf einmal! — grub Leiche in den Sand und befestigte Murmelfeine auf kleinen Pfählen, um die Glaskugeln anzudeuten. Aber freilich, spiegeln taten sie nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Noch ist der Winter kommen nicht.

Noch ist der Winter kommen nicht,
Der Sommer zog hinaus —
In Feierabendstille
Ruht fromm die Erde aus.

Die Vögel droben sammeln
Und üben sich zum Zug —
Gute Reise all euch Lieben
In die Weite zu eurem Flug!

Ich frau auf dich, Frau Sonne,
Die du blickst von deiner Hut
So mütterlich zu uns allen,
So recht von Herzen gut!

Ferdinand Abenarius.

Ein Alpenflug.

Von Otto Zinniker.

Wenn ich als alter Mann einst Rückschau halte, so werden es nur wenige restlos glückliche Stunden gewesen sein, die dem Leben Sinn und Inhalt gaben. Aber zu diesen ungetrübten Stunden wird der Alpenflug gehören, den wir in der Frühe eines dieser Julitage im neuen Comte-Flugzeug der Flugplatz-Genossenschaft beider Basel erleben durften. Aufstieg ins Blaue, Entrücktsein von Mühen und Sorgen, losgelöstes Dahinschweben, dem Herrgott und Himmel näher als den Menschen, dann wieder hinab — und schon ist's vorbei. Aber lange werden wir davon zehren und in guten und schlechten Tagen uns dieses Höhererlebnisses erinnern.

Punkt 5,45 Uhr bringt Pilot Rudolf Herzig den Propeller in Schwung. „Basel 280“ rollt über den Flugplatz Sternenfeld dahin, macht an seinem untern Ende kehrt und rennt mit Vollgas seiner dreihundert Pferdekkräfte die Strecke zurück, um dann kaum merklich sich vom Boden zu lösen und ins Fliegen überzugehen. Im Umsehen kreisen wir über der Stadt, und nach zehn Minuten geht's schon in tausend Meter Höhe das schöne Baselbiet hinauf. Noch liegen die Täler in Schlaf und Schatten. Drüben am Schleifenberg ist jemand wach, aber das verabredete Lächerlichschwenken ist nicht zu erkennen. Wir folgen der alten Hauensteinlinie, überfliegen in 1300 Meter den Böldchen und den einsam hingeduckten Born, stehen plötzlich senkrecht über der wie aus einem Rin-

derbaukasten errichteten Festung Harburg und gleiten ins offene, breit und prächtig hingelagerte schweizerische Mittelland hinaus. Zofingen wird angesteuert, deutlich heben sich Ringmauer und alter Stadtkern von den Neusiedlungen ab. Rasch werden alle Örtlichkeiten hingewiesen, selbst der Niklaus Thut-Brunnen ist sichtbar, und drüben an der Schleipfe taucht mein Geburtshaus auf. Vorbei und neuen Zielen entgegen!

Das Wetter ist hell und klar und die Luft so ruhig, daß wir wie im Salonwagen dahingleiten. Ein Gefühl absoluter Sicherheit und Geborgenheit begleitet uns auf dem ganzen stolzen Fluge. Schon beim Überqueren des Jura stieg im Süden aus schattigem Grau der Wall der Alpen auf, und wie wir nun mit 150 Kilometern dem Sempachersee zustreben, heben sich die einzelnen Glieder deutlicher aus der Kette ab. Im reinsten Weiß erstrahlen die Flanken der Berner Oberländer Bergriesen, alte Bekannte grüßen herüber. Eiger, Mönch und Jungfrau stehen an der Rampe, links im Hintergrunde recken Schredhorn und Finsteraarhorn ihre trozigen Häupter auf. Ihnen gilt die hohe Fahrt. Die ragenden Spitzen und Dome im Flugzeug zu umkreisen, muß für denjenigen, der ihnen in jungen Jahren so manchen ungezählten Schweißtropfen opferte, ein eigenartiges Gefühl sein. Gemach, bald sind wir so weit. Mit vor Seligkeit höher klopfendem Herzen nähern wir uns dem großen, mit Wor-